

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Leiber, Svenja
Staub

Roman

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42790-3

SV

Svenja Leiber

STAUB

Roman

Suhrkamp

Erste Auflage 2018

© Suhrkamp Verlag Berlin 2018

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42790-3

STAUB

Für Egon

Kapitel 1

Berlin/Amman, 2014

Ich weiß nicht, was mich so viele Jahre später wieder in diese Gegenden treibt, von denen ich mir geschworen hatte, sie nicht mehr zu betreten. Aber was habe ich mir nicht alles schon geschworen. Hand aufs Herz, Schwur oder Vorsatz, kaum ausgesprochen, schon klimpert das Leben dazwischen.

Die weitere Umgebung ist in schlechtem Zustand. In gar keinem Zustand. Allerhöchstens noch Verbeugung vor dem Untergang. Erosionen. Wie überall. Dabei hatte doch alles mit Hoffnung begonnen. Mit dem Aufstand des Lebendigen. Aber was denkt man nicht alles. Oder was hält man nicht alles schon für Denken. Und was hält man nicht alles schon für Aufstand. Oder für Hoffnung. Aus dem Ruder gelaufen ist diese Hoffnung. Aus der Art geschlagen.

Vielleicht will ich einfach nur weg.

Vielleicht ist es gleichgültig, wo genau ich allein bin.

Ich war in ungesunde Betrachtungen verfallen. Mich füllte Ekel aus, sodass ich in mir selbst zu ertrinken drohte, wie der Bergsteiger auf sechstausend Metern in seiner sich krankhaft mit Wasser anfüllenden Lunge.

Ich hatte das ganze Haben satt. Dieses imperativische Glück. Ein alles überwucherndes Spektakel. Überdreht hier, erstarrt dort. Und ich? Fäsele. Beschämend. Offen gestanden bin ich sogar gewaltbereit. Ein Held. Wenigstens in Gedanken. Hochmütig und einsam also. Müde von Unversehrtheit.

Trotzdem ganz kaputt. Fast schon ein am Cotard-Syndrom Leidender, einer, der sich im Leben bereits tot glaubt.

Vielleicht folge ich aber auch Spuren, Meridianen.

Wie der Druck auf eine beliebige Körperstelle an ganz anderer Stelle ein Stechen auslösen kann, so tritt in beliebigen Momenten rasender Schmerz in mir auf, dessen Auslöser nicht in der Gegenwart liegt. Vielleicht hat sich ein alter, abgerissener Faden doch unter dem Teppich meines Lebens entlanggezogen, um nun wieder aufzutauchen. Lange habe ich versucht, mich in fremden Geschichten zu verstecken. Bin beinahe am offenen Buch verhungert. Jetzt also meine Geschichte: Ich habe tatsächlich, auch wenn das lächerlich klingt und obwohl ich etwas anderes werden wollte, den Beruf meines Vaters gelernt, bin Arzt, wenn auch momentan ohne Job, und auf dem Weg zu meinem Freund Bassan nach Amman. Es gab Gründe, vor wenigen Tagen meine Wohnung aufzulösen, dabei fielen mir Fotos in die Hände. Eine Mischung, wie sie nur über Jahre entsteht. Es waren Fotos von Bassan dabei, die in mir das dringende Bedürfnis weckten, ihn wiederzusehen. Es waren andere Fotos dabei, auch belanglose. Zuletzt fand sich noch ein Bild, auf dem David und ich zu sehen sind. Halb zu sehen jedenfalls. Gesehen hat uns Semjon.

Ich fliege im Juli. Die Maschine bemalt vermutlich die Luftschicht hinter sich mit einem schaumigen Streifen. Diese stark geschminkten Flugbegleiterinnen mit den Wägelchen. Vorwärts. Dann rückwärts. Sie fragen fünfzigmal das Gleiche. Schrecklich. Ich nehme ein Wasser und schlucke zwei Tabletten. Gegen die Kopfschmerzen. Gegen alles.

Über die Welt aus mittlerer Höhe gesehen wurde schon

viel und Uninteressantes erzählt. Der Traum vom Fliegen, ach, wie menschlich. Aber vielleicht ist die Welt von oben einfach nicht interessant. Die abstrakten Muster hungriger Geschäftigkeit. Auch jetzt nur hellbraune Flächen, gepfeffert von Gebüsch und kleineren und größeren Ortschaften.

Es findet sich Zeit nachzudenken, hier oben, fernab. Über das ausgeblichene Landstück. Durch den ehrgeizigen Bau der osmanischen Hedschasbahn seit hundert Jahren abgeholt. Über die Weihrauchstraße. Erst Weihrauchstraße, dann Hedschasbahn. Erst heilige Fracht, dann Fahrgäste, Toiletten, Bistro. Genug Zeit, sich die bedächtig schreitenden Kamele und Dromedare vorzustellen, benebelt vom Geruch ihrer Last und von der Hitze. Zeit, alle inneren Bilder und alles Angelesene mit diesem Namen zusammenzufügen, der sich, wie das Land selbst, den Fluss entlangschlängelt: Jordanien. Von Nabatäern, Römern und arabischen Stämmen überrannt und beherrscht und in den zwanziger Jahren zum haschemitischen Königreich geronnen. Ein kantiger Kristall. Jordanien. Heute, soviel ich weiß, parlamentarisch regiert. Jedenfalls offiziell. Ein Umschlagplatz, ein Sammelbecken, Bollwerk, Camp. Seit den Kriegsenden 45 und 67 von Hunderttausenden belastet, vor allem aus der Westbank, aber auch Iraker und Afghanen, und nun wieder eine riesige Anzahl an Menschen. Und es drohen immer mehr zu kommen. Denn es gehen Geister um. Es gehen bekanntlich einige Geister um. Immer schon. Jeder hat seinen Namen. Viel mehr ist einem Geist auch nicht zu eigen. Aber der Name verhilft ihm ins Dasein. Und wer ihn nennt, hilft, dass er ist. Über diesen Umstand scheinen sich die Angehörigen der vierten Gewalt immer weniger im Klaren. Zaubern nun diesen größer und größer, bis er ganz besoffen ist

von sich selbst. Bis er weiter reicht, als er das je für möglich gehalten hätte. Und alle Welt nur noch im Katastrophenmaß. Keine philosophischen Fragen. Auch keine Liebesfragen. Sondern nur noch Katastrophen. Und Geister. Hier also dieser. Wie ein böser Dschinnī. Und doch erstaunlich real. Was habt ihr da wieder hinbekommen? Einen Geist mit dem Namen einer ägyptischen Göttin, meint man. Jedenfalls in meiner Sprache zunächst. Dabei erzählt Daesh viel mehr. Daesh war schon eine Haltung, während wir noch im verwirrenden Goldstaub der Wörter stocherten. Schließlich handelt es sich bei Isis nicht nur um die Göttin der Geburt, sondern auch um die des Todes. Und Jahrhunderte politischer und kirchlicher Jonglage haben das Theaterstück der tödlichen Sarazenen ja von A bis Z auf die Bühne gebracht. In Ewigkeit, Amen. Das kriegen wir nicht mehr los. Dieses ängstliche und vulgäre Einschießen vor dem ewigen Sarazenenstück. Wie man bei Tumoren von invasiver Verbreitung spricht, so erscheinen auch diese neuen Schauspieler als lebensgefährliche Krankheit, übernatürliche Seuche. Womit man weder einem Tumor noch menschlichem Verhalten erkenntnismäßig näher kommt. Aber vielleicht will das auch niemand. Es geht nämlich der Tod um, in schwarzen Hosen, wie eh und je. Und wie eh und je weiß angeblich keiner, wie man ihm beikommen kann.

Keine Ahnung, warum ich plötzlich zu summen anfangen. Deine Töne, Mutter. Deinen zerlegten Tristan-Akkord im Garten. Das alte Erkennungszeichen, der fatale Familienpfeiff, den schon Großmutter nicht richtig pfeifen konnte. Wie auch? Mit zwei Lippen Celli und Holzbläser bringen, f-h-dis-a, das ist unmöglich. Aber die Sippe wollte es so, woll-

te wohl aussterben, schon vor dem großen Krieg, und dann mittendrin: immer Tristan, Tristan, Tristan. Der Mensch, der schließlich in den Westen segelt, um zu sterben. Und jetzt das hier. Zum Sterben. Und alle ganz überrascht, obwohl doch so durchgewagnert, dass der Tod vertraut ist. Vertraut wie ein Frühstücksei ist der doch. Auch dieser Tod, nichts Neues.

Ich bestelle einen Weißwein. Nach drei Schlucken schon nicht mehr glaubhaft.

Hatte jemand mit dem I gerechnet? Diesem Zeichen, das der neueste Tod mit dem Zeigefinger macht? Eine lehrerhafte, kleine, obszöne Geste. Ein dürres armes I, winzig und bedrohlich – eine Idee. Und Ideen sind immer gefährlich. Wie Meteoriten. Dürfen nicht an der falschen Stelle einschlagen. Auch ganz kleine nicht. Denn diese Männer eint das I. Vielleicht auch Not und womöglich ein tiefgreifendes genitales Problem. Wer weiß das schon. Aber etwas Gefährlicheres gibt es nicht. Das ist gerade uns Deutschen aus bekannten Gründen sehr vertraut.

An all das denke ich. Nationen, Tode, Mütter. An dich, Alim, denke ich noch nicht.

Das Flugzeug berührt die Erde mit dem üblichen Aufruhr. Meine lärmende Wiedergeburt also auf dem Queen Alia International Airport. Benannt nach einer abgestürzten Königin. Ich bin wie jedes Mal überrascht, dass die Flügel nicht abbrechen. Und schon wieder bei dir, Mutter. Auch du hast meine erste Landung unter Zucken und Schreien schließlich überstanden. Wie die meisten Frauen. Wie oft hast du davon

erzählt. Angeblich war ich es, der im Angesicht kotelettenbewachsener Arztgesichter beinahe seinen Geist aufgab. Erschrocken wäre ich wohl am liebsten gleich wieder gegangen. Zurück in deinen Stimmraum, Mutter, in das Instrument deines Körpers, in dein ewiges Wort oder ewiges Gerede, wie auch immer. Aber nun hatte ich einmal dein Geschlecht mit meiner Schädeldecke gesprengt. Es gab kein Zurück. Ich musste mich den kalten Waschungen und Schlägen auf mein Gesäß stellen, wie ich auch jetzt gleich die Treppe am Ausgang nehmen muss.

Vielleicht gehöre ich tatsächlich zu den Menschen, die an den harmloseren Stellen der Welt Gefahr vermuten, während die wirklichen Gefahren eine Art Wind in den Segeln ihres Lebens sind.

Bas holt mich ab. Eigentlich Bassan. Ich sage lieber Bas.

Im Anzug, jordanische Herkunft, niederländischer Akzent, die Augenbrauen zwei perfekte romanische Rundbögen, viele laute Gedanken.

Als wir uns vor zwei Jahren am Flughafen in Tegel zum Abschied umarmten, hatte ihn die Schwere seiner Gedanken zu Tränen gerührt.

Er ist mein bester Freund.

Bas, der sich eigentlich für nichts anderes als Kunst interessiert, arbeitet als Ingenieur für Bewässerung im vertrocknenden Land seiner Vorfahren. Sein Vater, hochgelehrter Geschichtspräsident, lebt in Den Haag. Sein Großvater, hochgelehrter Teetrinker, ist noch hier.

Wenn man es am Besitz von Wasser messe, dann sei es beinahe das ärmste Land der Welt, sagt Bas.

Ich habe mich oft gefragt, warum er ausgerechnet hier nach Wasser sucht. Er betreibt diese Suche wie eine irgendwie aussichtslose Wissenschaft. Ein komplizierter Mensch. Das mag ich an ihm. Etwas zu entwirren bringt ihm halb so viel Spaß, wie es ein- und zusammenzuwickeln bis zur Unkenntlichkeit.

Da fahren wir schon in die Stadt hinein. Eine Menge Betonhäuser. Fragmente. Oberes Stockwerk im Rohzustand, bis zur Vermählung der Kinder. Nie endende Bauwerke also.

»Unsere Großstadt«, sagt Bas, als hätte er meine Gedanken gehört. »Architektur der Freiheit.« Er lacht. »Herrlich, wie uninspiriert, nicht? Langweilig wie ein Büroschrank. Wenn du was erleben willst, musst du schon nach Beirut oder Tel Aviv.«

»Ich will nichts erleben«, sage ich. Bas lacht wieder. Sehr gut. Denn das Interessanteste hier seien ungefähr acht Straßenkreisel. Aber es sei trotzdem eine gute Stadt. Er fährt schnell und hupt gern. Der Unterschied zwischen Stadt und Provinz entspreche ungefähr der Größe von Jahrhunderten, sagt er. Wollte man frei sein, müsse man sich nicht von seiner Religion befreien, sondern von seinem Stamm. Das habe sein Großvater seinem Vater geraten und ihn zum Studium nach Europa geschickt, erzählt er, obwohl ich das längst weiß. Wieder hupt er, schimpft auf unseren Vordermann. »Der Imperativ der Stämme ist dazu geeignet, dass jeder sich dahinter versteckt oder darunter leidet. Und ein Stamm ist nicht einfach eine Familie. Ein Stamm ist ein Stamm. In der Stadt verliert der Stamm einen Teil seiner Macht.«

Bas biegt scharf nach links ab, dann fährt er einen steilen Berg hinauf, locker bebaut, sogar ein wenig grün.

»Jabal al-Weibdeh«, sagt er so sympathisch kauend, dass es auch eine niederländische Speise sein könnte, »einer der schönsten Hügel hier.«

Er hält vor einem weißen Haus und blickt kurz aus dem Wagenfenster.

»Nimm ihm seine Ramponiertheit nicht übel.«

So schlimm sieht es gar nicht aus. Ein Haus eben. Etwas gebrechlich vielleicht. Bis auf zwei halb herabgelassene Jalousien sind alle geschlossen. Es wirkt, als blinzele die Fassade. Daneben eine fast begeistert blühende Bougainvillea. Aber aus dem Haus dringt ein furchtbares Geräusch.

»Wir wissen nicht, was das ist«, sagt Bas, als hätte ich schon gefragt. »Es klagt auch nicht immer. Vor allem nicht schon immer. Muss am Wind liegen.«

»Aber es klingt nicht wie Wind«, sage ich.

»Tut es nicht?«

»Eher wie ein Tier.«

»Was soll das für ein Tier sein?«

Bas geht geschmeidig vor mir die Treppe bis zum Dach hinauf, wo sich ein aufgesetzter Würfel befindet. Ich versuche, seine Bewegungen zu imitieren, seine volle Stimme. Vergeblich. Ich trage ihm mein eckiges, verschwitztes Deutschtum hinterher, mein Formulartum, mein Pfefferkuchentum.

Die Wohnung hat drei Schlafzimmer (was brauchst du drei Schlafzimmer, Bas?), ein Esszimmer, eine Küche und eine drei Seiten umlaufende Terrasse, auf der in Bottichen Palmen, Feigen, Mimosen und Rosmarin wachsen. Eine Zypresse steht so nah am Haus, dass man ihr von hier oben in den Schopf fassen kann. Ein Betonminarett ragt wenige Meter von meinem Schlafzimmerfenster entfernt empor. Es fängt

im selben Moment an zu rufen. Reichlich übersteuert schmettert sich da ein Zeugnis des Himmels an unsere Hauswand.

Ich werfe mich erschöpft auf den nächsten Stuhl. Mein Kopf schreit. Der Turm schreit. Das Haus. In kurzen Stößen. Dann ist es wieder still. Dann wieder ein langes Klagen. In meiner Hosentasche noch zwei Tabletten.

Kapitel 2

Wenden, 1984

Ich erinnere mich an Semjons Schweigen. Mit dreieinhalb sein erstes Wort: Weiz. Ohne »en«. Dann wieder wochenlang nichts.

In meiner Erinnerung hat er einen großen Kopf, beinahe um die Breite eines Heiligenscheins größer als andere Köpfe, und dieser Kopf neigt mitsamt dem restlichen Kind dazu, andauernd in den Schlaf zu sinken. Es ist eine tiefe Müdigkeit um ihn, die sich womöglich erklären lässt. Denn eigentlich handelt es sich bei meinem kleinen Bruder um eine kleine Schwester, die sich selbst zum König ernannte, Name: Semjon, gleiche Rechte beim Friseur verlangte, wie wir Brüder sie genossen, ohnehin schon unsere alte Kleidung trug, und also früh mit dem Werk der Kreation beginnen musste, welches bekanntlich erschöpfend sein kann. Denn die Außenwelt ist, vor allem wenn es um Kreation geht, eher uneinsichtig und streng als förderlich. Wenigstens die Familie hatte sich, nach Fangfragen und tiefen Atemzügen, endlich gefügt. Und für mich war es längst vollkommen natürlich, Semjon als das, was er sein wollte, anzuerkennen. Kann sein, dass die anderen auf die Möglichkeit setzten, dass es sich um eine kindliche Phase des Rollenspiels handelte, wie Mutter es nannte, und dass Rolle und Spiel eines Morgens vergessen sein würden – ich persönlich glaubte nicht daran. Ich hielt den Zustand auch nicht für bedauernswert, im Gegenteil.

An jenem Tag, an dem vielleicht alles seinen Anfang nahm, sitzt Semjon neben mir auf der Rückbank des Wagens, einem alten Mazda, dunkelbraun, mit Polstern, die so weich sind, dass wir kaum aus den Fenstern sehen können.

Es ist nicht einfach, sich auf dieser Rückbank richtig zu verhalten, denn sie beherbergt neben Semjon und mir noch eine Herde Schafe, die Semjon beim Einsteigen in den Wagen, aber auch überall sonst, um sich scharot oder vor sich her treibt. Jedes hat irgendwo seinen Platz, und wehe dem, der sich auf eines der Tiere setzt oder es auch nur anstößt. Er ernet einen von großem Ernst umstellten Blick, in welchem Wachheit, Traum und Tiefschlaf beieinanderliegen wie drei Brüder unter einer Decke.

Auch die Armlehne zwischen uns überlasse ich ihm, nachdem er mich einmal flehentlich darum gebeten hat. Sie wiederum ist sein Acker, sein Ewigkeitsfeld. Auf ihr wächst die Wintersaat. Semjon streicht, wenn die Herde versorgt ist, mit dem Zeigefinger langsam in einer Richtung über den goldbraunen Samt, sein Finger gehorcht dem Brummen seiner Stimme, und wenn er schaltet, dann ändert der Finger den Druck und ein wenig das Tempo. Ist er am Ende des Samtfeldes angelangt, fährt er langsam wieder zurück.

Semjon pflügt mit Abelsgeduld, bis der Acker für seine Herde fertig ist. Dann streicht er mit dem Unterarm über die Lehne und fängt von vorn an.

Meinem größeren Bruder, David, mangelt es ganz an solcher Ruhe. Kaum geboren, sei er schon alt gewesen, heißt es. Ein Mensch im Laufschrift. Statt Sanftmut eher Wut. Damit stürmt er voran, die Faust wie einen Rammbock vor dem Körper geballt. Über Semjon sagt er nur – wobei man die

Wärme in seiner Stimme nie überhören kann –, es sei einfach verrutscht. Das sagt er vielleicht, weil er selbst bald ein Mann ist. Mehr Ja und mehr Nein, mehr Eins und mehr Null – in diese Richtung geht seine Philosophie. Eine wertvolle, wenn auch einsam machende Geistesart, die den zweiten Pol meiner Kindheit ausmacht.

Ich wachse also zwischen Kain und Abel auf.

An diesem Mittag, der sein Septemberlicht über den Zimtwäldern verteilt, der letzte alte Mittag, an den ich mich erinnere, sitzt David vorn und zählt die Städte zu den Autokennzeichen auf. Viele sind es nicht, wir fahren über Land. Aber ohne etwas zu lesen, würde er ersticken. Ohne etwas zu erkennen und einzuordnen, könnte er nicht existieren. Ihn hat fast noch nie einer schlafend gesehen. Selbst wenn man nachts mit einer Kerze in sein Zimmer tritt, sieht man ihn mit weit offenen Augen im Bett liegen und grübeln.

Mein Magen knurrt. Es ist zwei Uhr, als Vater langsam in die Allee zum Herrenhaus einbiegt. Er wird der krummen Bari die Lungen abhören. Die Bari ist keine Frau, sondern ein ganzes Zeitalter, und so krumm, dass sie mit den Händen den Boden berühren könnte. Sie hat die Besitzer des Herrenhauses längst überlebt, aber bedient und bekocht sie noch immer. Vor dem Haus stehen melancholische Rotbuchen mit ineinander gewachsenen Kronen in ernsthaftem Gespräch, es riecht durch die offenen Fenster nach Moder und alten Blättern, vielleicht auch nach alter Bari, und man kann sich in Gedanken über das Leben in einem solchen Haus ergehen.

Vater bremst sehr behutsam vor der Freitreppe. Dann holt